



Anna Maria Ortese

Himmels- körper

Betrachtungen einer
Erdenbürgerin

*Aus dem Italienischen
von Werner Waas*

Friedenauer Presse

Inhalt

Erinnerung und Gespräch (<i>Geschichte eines kleinen Büchleins</i>)	7
--	---

HIMMELSKÖRPER

Beim Durchqueren eines unbekannten Landes	17
--	----

Wo die Zeit eine andere ist	65
-----------------------------	----

Die Tugend des Nichts	113
-----------------------	-----

Freiheit ist Atmen	127
--------------------	-----

Nicht aus Orten des Exils	159
---------------------------	-----

Anmerkungen	189
-------------	-----

Eri
und

annerung d Gespräch

(Geschichte eines kleinen Büchleins)

Mit dem Namen *Himmelskörper* wurden in fernen Jahren in den Schulbüchern all jene *Objekte* bezeichnet, die den Raum rund um die Erde bevölkern. Und auch der Name *Objekt*, auf diesen Raum bezogen, damals noch unberührt und rein, färbte sich in ein blasses Blau. Wir – die wir in diesen Büchern blätterten und die Karten der Himmelswölbung bewunderten –, wir befanden uns hingegen auf der Erde, die kein *Himmelskörper* war, sondern als dunkle Kugel dargestellt wurde, erdig, alles andere als luftig. Deshalb konnte es uns ein ganzes Leben lang passieren, dass wir, wenn wir abends im ruhigen Licht der Landschaft diesen riesigen Raum über uns betrachteten, einfach

nur dachten: »*Ach, wenn wir nur auch dort oben sein könnten!*« Die Legenden und Schulbücher redeten von diesem blauen Raum und von diesen Himmelskörpern fast wie von einer Überwelt. Für die Erdbewohner eröffneten sie schweigend die großen Landkarten der Träume, weckten unbestimmte Schuldgefühle. Niemals würden wir einen *Himmelskörper* aus der Nähe kennenlernen! Wir sind es nicht wert!, so dachten wir namenlosen Studierenden. Und doch: Auf solch einem *Himmelskörper*, einem blauen *Objekt* im Raum, von weit hergekommen oder seit undenkbarer Zeit unbeweglich am gleichen Punkt (so schien es), lebten auch wir: Himmelskörper oder Objekt der Überwelt *war auch* die Erde, einmal vorsichtig das Schildchen mit dem Namen *Planet Erde* gelüpf. Wir waren diese Überwelt.

Als ich das verstanden hatte, nicht sofort, sondern erst nach und nach, im anhaltenden Erdbeben meines Heranwachsens, in der Bitterkeit unerwarteter Erkenntnisse (des Unglücklichseins, der Vergänglichkeit der Dinge), wurde ich gepackt von einem Gefühl des Staunens, einer unbeschreiblichen Emotion. Die Emotion wandelte sich in Ehrerbietung, wurde zu Überraschung und Freude an einer noch umwerfenderen Erkenntnis, nämlich derjenigen, ein unvergleichliches Schicksal zu haben. *Auch ich* befand mich auf der Erde, im Weltraum, und mein Schicksal war nicht sehr verschieden von dem jener so oft beobach-

teten und bewunderten Objekte und Himmelskörper. Wo mich das hinführen würde, wusste ich nicht: vielleicht nach oben, vielleicht nach unten, vielleicht ins Dunkel, vielleicht ins Licht. Eins war sicher, dieses Grunderkenntnis war mittlerweile unauslöschbar: Die ganze Welt war *diese* Überwelt. Auch die Erde und das Land, in dem ich lebte; und der Ort oder die wahre Heimat von uns allen war *diese* Überwelt!

So verging ein Gutteil meines Lebens. Als ich, im letzten Winter, die hier versammelten Texte wieder las, fast alle entstanden zwischen '74 und '89, habe ich entdeckt, dass darin immer wieder das Wort »Himmelskörper« vorkommt und also eine Art goldenen Leitfaden darstellt. Diese Texte, zwei »Erinnerungen« und drei »Gespräche«, gehen nämlich zurück auf die Zeit meiner Ankunft in Ligurien, vielleicht sollte ich *Flucht* sagen, eine versunkene Zeit, finster wie nur kaum eine, so ohne jeden Laut und ohne die Stimmen jenes vage buntgescheckten und heiteren Italiens, das ich durchquert hatte – und das nun erschüttert war von Turbulenzen, Revolten, Visionen – und von dem ich befürchtete, es nie wiederzusehen. Ein altes Haus auf der Hauptstraße der Stadt, durchdröhnt vom Lärm des Verkehrs, aber auch festlich und liebezend in seiner eigentümlichen Dürsterkeit, war mein Haus. Ein herrlicher, verlassener Eingangsbereich (mit einem Fußboden bemalt wie ein Teppich und vielen

Fenstern, geschlossen gegen den Straßenlärm) war von einer ganzen Reihe von Zimmern das einzige, in das ich mich zum Leben zurückzog. Ein Leben ohne jegliche Gewissheit, wie nach einem Sturz in eine Höhle. Den Seesturm, die bleiernen Jahre, gab es dort nicht mehr. Es gab die Erinnerung an das vergangene Italien und sonst nichts. Es gab einen toten Frieden, ohne jegliche Hoffnung. Das Leben lag hinter mir.

Eines Morgens brachte mir die Post einen Brief. Er kam von einem italienischen Kulturinstitut einer nördlichen Stadt, weit im Norden von Europa. Die Frau, die es leitete, teilte mir mit, dass ihr Institut plante, in nächster Zeit einige italienische Schriftsteller, auch weniger bekannte, einzuladen, in die Stadt, wo es seinen Sitz hatte, für eine Reihe von »Konferenzen und kulturellen Zusammenkünften«, die den Zweck haben sollten, die Beziehungen und das gegenseitige Verständnis zwischen den beteiligten Ländern zu vertiefen. Sie fragte mich, ob ich gerne daran teilnehmen möchte. Dieser Vorschlag riss mich aus einer Art Schlaf, in den ich seit meiner Ankunft in Ligurien verfallen war. Beglückt antwortete ich sofort, dass ich die Einladung annehme, und in der Erwartung, dass der Termin für die Reise festgelegt würde (alles bezahlt, ein Fest also), im Verlauf weniger Monate, arbeitete ich einen »Vortrag« aus, oder so etwas Ähnliches, über meine Erfahrungen als Schriftsteller

(so stand es dort geschrieben) in Italien, den ich dann bei einer der Veranstaltungen dort oben halten würde. Wie man sich leicht vorstellen kann, unerfahren in Bezug auf kulturelle Veranstaltungen wie ich war, schrieb ich etwas *ganz anderes*. Einen Vortrag, aber nicht so sehr über die Kultur als vielmehr über das Leben (*Beim Durchqueren eines unbekannten Landes*). Am Ende war ich nicht zufrieden, er wirkte unvollständig, und so schrieb ich noch einen zweiten (*Wo die Zeit eine andere ist*), der genau vom Leben eines »Schriftstellers« erzählt, der aus dem Nichts kommt, aus der totalen Unkultur (genauso wie ich mich fühlte), und ins Nichts zurückkehrt, das nicht die Überwelt ist, sondern das moderne Leben eines nicht akzeptierten Schriftstellers. Am Ende erschienen mir beide Vorträge unmöglich, sowohl im Hinblick auf den Stil als auch wegen der Dinge, die ich sagte; sie erschienen mir nicht präsentabel, verrückt. Ich weiß nicht mehr, ob ich der Frau in jener Stadt, vielleicht war es Oslo oder Stockholm, eine Abschrift schickte. Was ich sicher weiß, ist, dass das Projekt abgesagt wurde: Vielleicht hat mir die Frau geantwortet, vielleicht gab es Hindernisse; auf jeden Fall wurde nichts daraus. Das ist die Erklärung dafür, warum sich die beiden *Vorträge* ähneln, auch wenn jeder etwas anderes sagt oder zumindest die Fragestellung – die Erfahrungen eines Schriftstellers, der aus dem Nichts kam – jeweils aus einem besonderen Blickwinkel betrachtet, einer als

Spiegelung des anderen. In *Beim Durchqueren eines unbekannten Landes* geht es hauptsächlich um die (wirtschaftliche und menschliche) Metamorphose, die mein Land nach dem Krieg erlitten hat; *Wo die Zeit eine andere ist* erzählt die Geschichte eines Widerstands gegen das Leben, das einen am Ende niederreißt oder niederreißen will.

Kurzum, an jene Vorträge und an die herrliche Reise dachte ich nicht länger und verfiel erneut in meinen Schlaf der großen Veränderungen. Aber in der Zwischenzeit hatte ich bereits etwas geschrieben und auch nachher machte ich noch mit ein paar »Gesprächen« weiter; es handelt sich dabei um zum Teil frei erfundene Interviews: das erste (*Die Tugend des Nichts*) mit meinem Freund Dario Bellezza, ich glaube aus dem Jahr '74, das zweite mit Sandra Petrigani, einer Journalistin, zehn Jahre später, und das dritte, vielleicht aus dem Jahr '89, völlig frei erfunden. In den ersten beiden Interviews, die ich »Gespräche« genannt habe, wird nur der Anfang oder ein Teil der Fragen vom Interviewpartner vorgegeben. Ab einem gewissen Punkt fange ich jedes Mal an, alleine weiterzumachen, sowohl mit den Fragen als auch mit den Antworten.

Das dritte »Gespräch« (*Nicht aus Orten des Exils*) habe ich, wie ich glaube, allein geführt: Es ist auch das am schwersten verdaubare, denn es knüpft sich nichts weniger vor als die *Intelligenz* selbst (und was

wären wir hier auf diesem *Himmelskörper* wohl ohne etwas Intelligenz?). Aber ich wende mich darin natürlich gegen eine Pseudo-Intelligenz, eine Intelligenz auf industriellem Niveau und von planetarischen Ausmaßen, die sich überall breitgemacht hat und die nach Hohn und Tod riecht. Das *Exil*, auf das ich im Titel anspiele, ist genau jenes, das für die Nicht-Jasager vorgesehen ist, von der immensen und bösen Intelligenz, die mittlerweile auf diesem lieben Himmelskörper dominiert.

So, das ist, in Kürze, die Geschichte dieses kleinen Büchleins, vielleicht etwas seltsam, vielleicht unerträglich, letztendlich paradoxal, aber wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen, wo mein Heimatland und mein *Nächster*, im unermesslich Kleinen der großen Realität, die einem oft den Atem verschlägt, von der bescheidenen kleinen Schildkröte der Levante* dargestellt werden, der ich (vielleicht ist sie ja jetzt schon größer? vielleicht hat sie geheiratet? vielleicht ist sie nur noch eine Erinnerung?) an einem kalten, windigen Abend – es war Dezember – auf einer armseligen Piazza Cavour in meinem Ligurien begegnet bin.

April 1997

* Östlicher Teil der ligurischen Küste.

Himmels-
körper

BEIM DURCHQUEREN EINES UNBEKANNTEN LANDES

Nachdem ich diese Einladung angenommen hatte, habe ich mehrmals den Wunsch verspürt, alles abzusagen. Ich habe es nicht getan, denn letztendlich kann auch etwas, das uns als nutzlos erscheint, für jemand anderen nützlich sein. Und sei es auch nur als Information über etwas. Der Grund für meine Perplexität war folgender: Seit Jahren schon fühle ich mich nicht mehr als Schriftsteller. Mein Leben ist leer, mühsam, jeder Tag, der vergeht, scheint dem vorherigen zu gleichen, allen vorherigen, wie das Tatam tatam eines Zugs in der Nacht. Ich erinnere mich vage an den Anfang dieses Gefühls von Nutzlosigkeit und Monotonie, aber ich sehe kein Ende. Meine wenigen

Bücher erscheinen mir als simple Gegenstände ohne anderen Wert als den der Erinnerung: an die Umstände und an die Tage, als ich sie erdachte und schrieb. Welche Freude, wenn auch eine dunkle, damals, was für ein Fieber, und was für ein Vertrauen darauf, dass Schreiben etwas Großes sei. Nach und nach ist von alledem nichts mehr geblieben. Seit 1975 lebe ich sehr allein, aber ich sehe, dass auch andere Personen, selbstbewusste Schriftsteller, etablierte (dieses Wort bedeutet im Grunde wenig, vielleicht wäre *akzeptierte* richtiger), gerade eine Zeit der Trennung durchleben. Man könnte fragen: von was? Ich antworte: von sich selbst, von den anderen, die um uns waren. Von unserer Generation und von den Generationen, die jetzt in den Vordergrund rücken. Nichts ist mehr wie vorher, alles ist anders und konfus. Ja, manchmal macht sich im Leben der Leute, ob sie nun schreiben oder nicht, dieses Gefühl einer Veränderung breit: die eingetreten ist, bevor wir es merkten; also unerkannt und unverstanden. So funktioniert Altern; und deshalb ist auch das Älterwerden ein Trauma, genau wie die Jugend. Aber in dieser Einsamkeit vieler von uns, heute, steckt noch mehr. Ich meine das plötzliche Gefühl, mitgerissen zu werden, gepackt und mitgerissen, und auf diese Art ein fremdes, unbekanntes Land zu durchqueren. Und nicht mehr zurück zu können. Oder erst wer weiß wann. Und dieses unbekannte Land ist genau das, was unser wirkliches Land heu-

te eng umschließt: Probleme, die wir vernachlässigt haben, sind riesig geworden; verschiedene Sprachen und Ordnungen; Zerstückelung. Eine Empfindung, als läge ein Nebel über allem: ein Nicht-Wissen darüber, wieso wir uns so verändert haben, was wir wollten, worauf wir hofften; ein Sich-nicht-mehr-erinnern-Können. Ja, auch ich erinnere mich nicht. Oder erinnere mich nur schwach. Die neuen Sprachen verhindern vor allem die Erinnerung an die Tage und Umstände vor dieser Veränderung. Wenn ich »neue Sprachen« sage, sage ich vielleicht zu viel; ich müsste sagen: die Zersplitterung unserer Sprache in viele Sprachen; der Zerfall der Sprachen auf das Niveau des Jargons, der Einschüchterung, des Spotts, des Zynismus. Und das Besondere – das Schlimmste – an all diesen Tatsachen bleibt am Ende dieses Traumgefühl, das aus ihrer Veränderung entsteht, aus ihrem heute ein Gesicht haben und morgen ein total anderes, gegensätzliches; aus ihrem völligen Verschwinden, nachdem sie uns gequält haben, um uns kurz aufatmen zu lassen und dann plötzlich wieder zurückzukommen. Und so, sieh an, so verzagt eben der Geist: Habe ich geträumt? Habe ich nicht geträumt? Ist der Kopf, hier, nicht in der Lage, die Geschwindigkeit und die Gewalt dieser Veränderungen zu ertragen? Oder ist das Unnatürliche, ja geradezu Seltsame, nicht gerade diese Geschwindigkeit und Gewalt der Veränderungen?

Beides, glaube ich. Noch nie – ich sehe das daran, was mit den Büchern von uns allen geschieht, daran, was ich in den Zeitungen lese oder was man von unzufriedenen Leuten zu hören bekommt –, noch nie gab es, zumindest bei uns, eine größere Entfremdung zwischen Buch und realem Leben als heute. Auch wenn das Buch genau dieses Land betrifft, vom Verleger in seine Lebensrealität geworfen wurde, trotzdem verschwindet es nach kurzer Zeit. Man hat das Gefühl, auf einem Schiff zu sein, das durch Gewässer fährt, die besessen sind von ihrer grundsätzlichen Gleichförmigkeit; das Buch ist ein Gegenstand, oder mehrere Gegenstände, die ein Junge von der Reling aus in die Wellen schmeißt. Die Wellen erkennen es nicht. Tragen es höchstens für eine Weile, dann wird es verschluckt. Es gibt kein Einvernehmen mehr zwischen dem Schriftsteller und dem Leben der Leute: Einen Augenblick lang leuchtet das Buch auf, wegen seines Umschlags oder weil man den Namen für wichtig hält – und gleich verschwindet es wieder. Was auch immer es sagt, und von welchem Wert es auch sein mag, es geht unter. Die Leute lesen die Zeitungen, und nicht mal mehr die. Sie lesen nur die Titel, die sie interessieren, und seit Kurzem nicht einmal die. Die Titel sind immer die gleichen. Und so wächst der Eindruck, dass gerade das geschriebene Wort, als Zeichen hochzivilisierter Zeiten, als Trennwand zwischen Sein und Tun, am Verschwinden ist. Und dass die Welt nur

noch auf das Tun reduziert ist und dass es dieses Tun ist, das nun die Bücher oder Worte vorgibt: und nicht das Gegenteil. Das Tun, ins Leben gepflanzt ohne die Rückendeckung durch das Wort, wird zu etwas Tödlichem. Ich sehe das Leben ohne das Denken, der Kritik entledigt, dahinziehen wie einen einzigen, monotonen Tag: wie ein Boot mit Schlagseite, das von niemandem mehr gesteuert wird.

Irgendetwas muss, hier bei uns, vor Jahren geschehen sein. Was ich als Veränderung wahrnehme, scheint vor allem ein plötzlicher Qualitätssprung zu sein – nicht nach oben –, ein Verfall von Konventionen und Erinnerung an Konventionen; ein plötzlicher Wechsel von einer Kultur der Konventionen und der Erinnerung zu einer Kultur der Physis und des Horrors vor Erinnerung. Urplötzlich, wie durch ein Leck, ist ein Leben ohne Adjektive, ein Leben der reinen Verherrlichung körperlicher Aspekte und der Diktatur der absoluten Körperlichkeit in das Leben der Universitäten getreten, in jede Art von Schule, und hat die Presse überschwemmt. Der Moment – der Physis – ist alles. Das Wort ist zum Brüllen verdammt. Wer auch immer etwas sagt oder schreibt, was sich auf etwas, *was vorher war*, bezieht – ein Gesetz zum Beispiel, einen Hang zum Mitleid –, wird nicht gehört. Seine Stimme verliert sich im allgemeinen Getöse. Grammatik gibt es nicht mehr. Die Syntax ist eine Sache des Zufalls.

Der Wortschatz geflutet und zerstört. Aus allen Fenstern und Türen des tausendjährigen Baus blicken die verzerzten und stumpfsinnigen Gesichter des Hohns und des schamlosen Geredes. Die Verrohung ist die Göttin des Moments. Man bringt Blumen auf den Altären der Verrohung dar, nennt es aber Entweihung, was weniger schlimm klingt. Alles ist entweiht oder steht kurz davor. Der jahrtausendealte Schatz aus Sitten, Vereinbarungen, Symbolen, symbolischen Handlungen wird einfach eingestampft. Wer etwas sagen will, hofft nicht mehr darauf, verstanden zu werden. Wenn jemand Hilfe braucht, ist keine Hilfe mehr möglich: All das, weil sich die Zeichen verändert haben. Welche? Unser Leben kennt keine Zeichen mehr, die einen Augenblick später noch verständlich wären, oder auf einen Meter Entfernung. *Das Private* – wie man jetzt sagt – ist das Tote, außer es wird durchs Geld geheiligt. Das Geld, oder eine persönliche Gerechtigkeit, bleibt der einzige Wert, der nicht vergeht, in dem sich alle wiedererkennen. All dies gab es *früher*, vor vier oder fünf Jahren, noch nicht. Seit einigen Jahren ist dies unser Leben, unser täglicher Abgrund; und er scheint unüberwindbar. Und es ist dieses so entstellte Leben, dieser traurige und bösertige Alltag, den ich nur schwer mit meinem Land zusammenbringen kann, mit dem Leben, das man sich hier vorstellte. Ich meine, dass das Leben dieses Landes sich die eigene Zukunft nicht so vorgestellt hatte; es

war nicht seine Absicht, nicht mehr wiedererkennbar zu sein. Die Entfremdung von uns selbst war nicht unser Ziel. Alle hofften, sie selbst bleiben zu können. Jetzt ist es niemand mehr. Jeden Tag steht man noch fremder auf. Wenn wir einem Freund die Hand schütteln, den wir erst gestern Abend gesehen haben, sind wir uns nicht mehr sicher, ob er in den wenigen Stunden nicht ein anderer geworden ist. All das, weil es hier bei uns eine Invasion gegeben hat: natürlich nicht von Personen oder Soldaten oder Machthabern anderer Staaten. Aber es herrscht eine Atmosphäre, die nicht mehr die unsre ist. Das Mittelmeer ist nicht mehr blau. Berge und Länder, die wir weit weg glaubten, haben uns erreicht. Und wir halten sie für einen Nebeneffekt. Und vielleicht sind sie es auch. Doch das ändert nichts daran, dass wir uns nicht mehr wiedererkennen, dass wir uns nicht mehr verstehen, dass wir traurig sind.

Vor fünf Jahren, ich war in Rom, es war Mai, veröffentlichte ich ein Buch. Es ist unwichtig zu sagen, wie das Urteil darüber ausfiel, welches Buch es war. Es hatte mich Jahre an Arbeit gekostet, und ich liebte es. Es erschien ungefähr Mitte des Monats, und ich erhielt ein paar Belegexemplare; aber in den Schaufenstern lag es nie. Ich erinnere mich auch noch an das Wetter: schwül, sehr heiß, ein Wind aus Afrika, und wie die Tage und Nächte, immer ohne Freunde, ohne

ein Wort, niemals vergingen. Eines Tages, gegen zwei Uhr, überquerte ich den wunderschönen Platz meines Stadtviertels, Montemario, und es war da eine Sonne und eine Stille wie nie zuvor. Ich stoße auf meinen Buchhändler, den Buchhändler des Viertels, ein junger Mann, immer höflich und ein Freund. Er ruft mir schon von Weitem zu: »Euch Schriftsteller sollte man allesamt umbringen!« Ich hatte nicht die Zeit zu fragen: »Warum?«, als er hinzufügte: »Erst die Schriftsteller und dann die Bücher.«

Es hätte als Scherz durchgehen können, aber dann, so wie die Dinge liefen – das Buch verschwand plötzlich, kurz nach seinem Erscheinen, und blieb drei Jahre lang in den Lagerräumen verschlossen; erst dann wurde es mir, auf meine Bitte hin, zurückgegeben –, muss ich annehmen, dass der Buchhändler sagen wollte: »Das sind keine Zeiten mehr für Bücher, und ihr Schriftsteller müsstet es eigentlich wissen. Bevor man sie schreibt, die Bücher, muss man sich darüber absprechen – sie gemeinsam mit jemandem abstimmen, der besser Bescheid weiß als man selbst. Ansonsten bedeuten sie eine Gefahr. Auch für uns. Und nehmen das Ende, das sie verdienen.«

Und mit dieser Geschichte will ich nicht sagen, dass ein Drache, oder auch einfach nur ein langer Arm, sich aus dem italienischen Meer erhoben hätte, um sich das Buch zu schnappen – denn so könnte es scheinen, wenn es in anderen Ländern, mit anderen,

Anna Maria Ortese, 1914 in Rom geboren, stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Sie verließ mit vierzehn Jahren die Schule und entwickelte danach aus eigener Kraft ihr großes literarisches Talent. Schon als Zwanzigjährige veröffentlichte sie ihre ersten Texte. Ihr Werk wurde früh mit literarischen Preisen ausgezeichnet, größere Bekanntheit aber erreichte es erst im letzten Jahrzehnt ihres Lebens. Ortese starb 1998 in Rapallo. Zuletzt erschienen in der Friedenauer Presse ihre Romane *Der Hafen von Toledo* und *Iguana*.

Werner Waas, 1963 in Niederbayern geboren, ist Regisseur, Dramaturg, Schauspieler und Übersetzer aus dem Italienischen ins Deutsche und umgekehrt. Er übersetzte u. a. Werke von Elsa Morante, Antonio Moresco und Carla Lonzi sowie (oft in Zusammenarbeit mit Lea Barletti) Elfriede Jelinek, Peter Handke und Heiner Müller. Mit der Compagnia Barletti/Waas arbeitet er an meist zweisprachigen Produktionen zeitgenössischer Autor:innen in Deutschland und Italien. Er lebt in Berlin und Rom.

Himmelskörper erscheint als Buch der Friedenauer Presse.

Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie a un contributo assegnato dal Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale Italiano.

FRIEDENAUER PRESSE

Wolffs Broschur

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@friedenauer-presse.de

Copyright der Originalausgabe *Corpo Celeste*

© Adelphi Edizioni S. p. A. Milano, 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Art-Druk, Szczecin, Polen.

Printed in Poland

ISBN 978-3-7518-8059-6

www.friedenauer-presse.de